

Zeit für Chinesisch

«Der Schneesturm» – Vladimir Sorokin fegt durch die russische Literaturgeschichte

Ulrich M. Schmid · Wenn in der russischen Literatur ein Schneesturm losbricht, dann pfeift er den Protagonisten nicht einfach nur ungemütlich um die Ohren, sondern rüttelt an den Grundfesten ihrer menschlichen Existenz. Die Temperaturen fallen ins Bodenlose, die Flocken tanzen waagrecht, die Pferde schleppen sich erschöpft voran, die Strasse ist vor lauter Schneeeverwehungen kaum mehr sichtbar, der Schlitten bleibt immer wieder stecken und muss mühsam angeschoben werden. Im Schneesturm verliert der Mensch seine ohnehin trügerische Weltorientierung und ist dem Wüten der Elemente schutzlos ausgeliefert.

In der russischen Kultur ist aber ein solch hilfloser Urzustand kein Nachteil, sondern ermöglicht dem Ich eine Grenzerfahrung, die an das Innerste rührt. Bereits der russische Nationaldichter Alexander Puschkin hatte in einer berühmten Erzählung den Schneesturm als Leitmetapher für die erotische Verwirrung eines Mädchens vor seiner Vermählung eingesetzt. Auch bei Tolstoi spielen Schneestürme eine prominente Rolle. In einer frühen Erzählung gerät ein junger Adliger in eine gefährliche Situation, als er sich trotz verschiedenen Warnungen mit einem Schlitten ins nächtliche Schneetreiben wagt und plötzlich mit der Möglichkeit des eigenen Erfrierungstodes konfrontiert wird. Zugespitzt ist diese Problematik im Kurzroman «Herr und Knecht»: Hier legt sich ein reicher Gutsbesitzer in einem Schneesturm instinktiv über seinen Knecht und opfert sein Leben für ihn.

Tschechow lässt grüssen

Und nun also Vladimir Sorokin. Sein neuester Roman, «Schneesturm», ruft nicht nur im Titel, sondern auch in der Handlungsführung und im Stil die gesamte russische Literaturgeschichte auf. Der Text beginnt mit Tschechow: Ein Landarzt will im Winter unbedingt ein entlegenes Dorf erreichen, um einen Impfstoff dorthin zu bringen. Der Doktor ist von der traditionellen moralischen Hypertrophierung der russischen Intellektuellen beseelt: Er setzt im Schneesturm sogar sein Leben aufs Spiel, nur um als Retter der Menschheit dazustehen.

Als Nächstes erscheint der Stationsvorsteher aus Puschkins gleichnamiger Erzählung. Er hat selbstverständlich keine Pferde, verweist den Arzt jedoch nach einigem Hin und Her an einen Kutscher, der ihm weiterhelfen kann. Der Kutscher macht sich mit dem Doktor in die unwirtliche Schneewüste auf, verliert jedoch immer wieder den Weg und irrt wie sein Vorbild bei Tolstoi ziellos umher. Schliesslich bleibt der Schlitten im Nasenloch eines erfrorenen Riesen stecken – der Kutscher muss die Nase abhacken, um die Kufe freizubekommen. Damit erhält auch Gogols herrenlose Nase einen Gastauftritt in Sorokins Roman.

Der «Schneesturm» ist allerdings mehr als ein raffiniertes Spiel mit Zitaten aus der russischen Literaturgeschichte. Sorokin versucht hier, seine eigene Position im etablierten Kanon zu definieren. Mittlerweile hat er in der Tat einen Bekanntheits-

grad erreicht, der ihn den Klassikern des 19. Jahrhunderts auf Augenhöhe gegenübertraten lässt. Bereits im Skandalroman «Der himmelblaue Speck» (1999) hatte er die russische Literatur als Vorratskammer für seine eigene Konzeption verwendet.

Katastrophe und Katharsis

Der spezifische Stil jedes Autors hatte sich dort zu einer fettigen Masse verdichtet, die Sorokin für seine Zwecke weiterverarbeiten konnte. Im «Schneesturm» macht Sorokin einen Schritt über die reine Materialisierung der Klassiker hinaus: Er braust selbst als Sturm durch die russische Buchkultur; macht die Wegpfosten der einzelnen Hauptwerke unsichtbar und raubt seinem Leser jede Orientierung in der Bewertung der literarischen Tradition. – Dieser ästhetische «Schneesturm» ist gleichzeitig Katastrophe und Katharsis. Sorokin entzieht seinen Lesern den sicheren Boden unter den Füßen. Die einzelnen Zitate aus der russischen Literatur werden immer auch entstellt: Der Kutscher transportiert den Arzt auf einem seltsamen «Mobil», das von fünfzig Miniaturpferden angetrieben wird. Der Doktor ist rauschgiftsüchtig und vergnügt sich in der Nacht mit einer drallen Müllerin, deren sexueller Appetit von ihrem zwergenhaften Gatten nicht gestillt werden kann. Am Schluss wacht der Doktor in ebenjener Dystopie auf, die Sorokin bereits in seinen «Opritschnik»-Erzählungen entworfen hat: Die Chinesen haben die russische Kultur unterjocht, die humanitäre Mission des Doktors ist gescheitert, der Kutscher erfroren.

Trotzdem gibt es Hoffnung am Horizont. Vladimir Sorokins eigener Stil, der von atemlosen Worttiraden ohne Absätze und Satzzeichen geprägt ist, beschreibt die allgemeine Orientierungslosigkeit angemessener als die realistische Erzählprosa von Puschkin bis Tschechow. «Der Schneesturm» ist also alles andere als ein bescheidenes Buch. Grund zum Auftrumpfen hat Sorokin allemal: Er ist ein glänzender Stilist, der die russische Literatur geradezu physisch spürt. Wenn er die erste Garde der russischen Autoren herausfordert, kann er einen entscheidenden Vorteil für sich reklamieren: Sie sind tot, er lebt. Ihre Werke konturieren jene ebenso vertraute wie veraltete Sinnlandschaft, über die Sorokin gnadenlos mit seinem Text hinwegfegt. Der Schaden des Lesers ist gleichzeitig sein Gewinn: Wer die Hoffnung auf einfache Orientierung fahrenlässt, ist für die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gewappnet. Es wird Zeit, Chinesisch zu lernen.

Vladimir Sorokin: Der Schneesturm. Roman. Aus dem Russischen von Andreas Tretner. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2012. 208 S., Fr. 25.90.